

X 207-34 19

Kieler Blätter

begründet im Jahre 1815

Herausgegeben von
der Gemeinschaft Kieler Professoren
der Christian-Albrechts-Universität

1941

Heft 2

Inhalt: I. Deutschland und der Norden im Mittelalter. Von Otto Vehse. / II. Aus nor-
dischen Siedlungen in Grönland. Von L. Hammerich. / III. Die Vorgänge von 1723 und
ihre Bedeutung für die schleswig-holsteinische Geschichte. Von Volquart Pauls. / IV. Die
Universität Kiel und der skandinavische Norden. Von Viktor Waschnitius. / V. Aus der
Arbeit der Kieler Universität: a) Arbeitsgemeinschaft Skandinavien. Von J. Leonhard.
b) Der Rektoratswechsel an der Universität Kiel. Von Hans-Helmut Diehe. c) Aus der
Arbeit der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft im zweiten Kriegswinter
1940/41. Von Alexander Scharff. d) Bericht über die „Woche der Universität Kiel 1941“.
Von Hans-Helmut Diehe.

Karl Wachholz Verlag, Neumünster

(K)

Deutschland und der Norden im Mittelalter

Von Otto Vehse.

Deutschlands Kampf um den Norden geht, solange es ein Reich der Deutschen gibt. Es ist niemals ein Kampf mit imperialistischen Zielsetzungen gewesen. Durch ein geschichtliches Schicksal ist Deutschland vielmehr zur Erfüllung der großen Aufgabe berufen worden, Vermittler kultureller Güter und geistiger Werte an den Norden zu sein, denen Skandinaviern in seiner gesamten Entwicklung unendlich viel verdankt. Vor allem das hohe und spätere Mittelalter sind außerordentlich fruchtbar geworden für die engere Verknüpfung der Mitte unseres Erdteils mit seinen nördlichen Zonen. Bis in die Gegenwart hinein sind die damals hergestellten Verbindungen in ihren letzten Auswirkungen noch spürbar. Sie lassen sich aus der Geschichte nicht wegdenken, weil sie in den naturgegebenen Anlagen der sich in diesen Jahrhunderten zum ersten Male wieder näher berührenden germanischen Völker und in den geographischen Bedingungen ihrer Lebensräume gewissermaßen vorbestimmt und tief begründet waren.

Die Wende zum 9. Jahrhundert bildet eine scharfe Fäsur in der Entwicklung der abendländisch-nordischen Beziehungen. Bis dahin hat sich das germanische Volkstum auf seinen großen vor- und frühgeschichtlichen Wanderungen immer stärker auseinander gezogen. Skandinavien ist in steigendem Maße der Isolierung verfallen. Seit die Ostküste der Nordsee von den nachrückenden Slaven in Besitz genommen ist, hängt der Norden mit der Hauptmasse der germanischen Völker auf dem europäischen Festlande nur noch durch die schmale Landbrücke der jütischen Halbinsel zusammen. Und auch diese letzte Verbindung droht abzureißen, als das mächtige Frankenreich unter Karl dem Großen seine Grenzen bis an die untere Elbe vorschiebt und in feindlichen Gegensatz zu den benachbarten Dänen tritt. Denn diese haben dem Freiheitskampf des Sachsenvolkes jeden Rückhalt gewährt und erheben sich unter ihrem Geldenkönig Götrik, um Sachsenland, die bis dahin freie und zwischen Nord und Süd vermittelnde Zone, zurückzuerobern. Karl muß an der Elbe eine Verteidigungslinie errichten. Nordalbingien wird eine vorgeschobene Mark des Reiches, ein durch Burgen gesichertes Vorfeld.

In den nächsten Jahrzehnten steigt die nordische Flut, die um die Verteidigungsdämme des fränkischen Großreiches brandet, unaufhörlich. Im Wikingaufbruch des 9. Jahrhunderts steht ganz Skandinavien feindlich auf gegen die christlich-abendländische Welt. Während die Normannen die Küsten Englands, Irlands und des Festlandes von der Elbemündung bis hinunter zur Biskaja plündern und mit ihren schnellen kleinen Schiffen auf den großen Strömen des fränkischen Hoheitsgebiets in das Reichsinnere einzudringen beginnen, unternimmt Ludwig der Fromme den ersten Versuch, Skandinavien für das Christentum zu gewinnen und dadurch die aufgerissene Kluft zwischen dem Abendland und dem Norden zu überbrücken. Ebo von Reims und dann besonders Anskar werden die Träger einer Nordmission, deren Ziel es ist,

die skandinavischen Völker in den christlichen Kulturkreis einzubeziehen und sie zu Gliedern der großen germanisch-romanischen Völkergemeinschaft zu machen. Auf seinen Reisen nach Dänemark und Schweden bringt Anskar die erste nähere Kunde vom christlichen Glauben in die bis dahin noch völlig unberührte germanisch-nordische Welt. Aber seine Bemühungen scheitern am Widerstande der Skandinavier, von denen sich nur wenige der neuen Lehre anschließen, und an dem mangelnden Rückhalt, den das immer mehr auseinander brechende Frankenreich ihnen gewährt. Mit Mühe nur vermag sich das Abendland der wikingischen Angriffe zu erwehren. Die Zurückverlegung des Zentrums der nordischen Mission von Hamburg nach Bremen zeigt deutlich an, wie hoffnungslos die Lage bald nach der Mitte des 9. Jahrhunderts schon geworden ist.

Dennoch hat gerade diese stürmische Zeit, in der jede Verständigungsmöglichkeit verloren schien, in zweifacher Hinsicht die Anknüpfung engerer Beziehungen zwischen dem Festland und Skandinavien vorbereitet: Der Missionsgedanke Anskars blieb als verpflichtende Tradition an der norddeutschen Metropole Hamburg-Bremen haften, und die vielfache Berührung der Wikinger mit dem abendländischen Kulturkreis schuf die Voraussetzungen für den inneren Umbruch des Nordens. Die Wende war eingetreten. Die auseinanderführende Tendenz der früheren Entwicklung machte langsam einem neuen Zueinanderstreben Platz. Die beiden Welten, bisher streng gesondert und von grundverschiedenen Auffassungen bestimmt, begannen sich zu durchdringen. Mochte der Angleichungsprozeß auch noch von tiefgreifenden Erschütterungen und von blutigen Kämpfen begleitet sein und länger als ein Jahrhundert bis zur wirklichen Entscheidung benötigen, die Bahn war nun frei gemacht für eine völlige Neuordnung der nordischen Welt.

Unter solchen allgemeinen Voraussetzungen tritt Deutschland im Anfang des 10. Jahrhunderts in nähere Beziehungen zu Skandinavien. Eben hatten sich die deutschen Stämme unter sächsischer Führung aus dem Zusammenbruch des fränkischen Großreiches gelöst und zu neuer staatlicher Einheit zusammengeschlossen. Nach der Abwehr der drohenden Ungarnegefahr begann der deutsche Vorstoß über die Elbe in die von slavischen Völkern besetzten Räume bis zur Oder und Weichsel. Schon um diesem Vorstoß die Flanke zu decken, war eine Sicherung der Nordgrenze unbedingt erforderlich. So trat Dänemark bereits unter Heinrich I. in den Bereich deutscher militärischer Aktionen. Denn die jütische Halbinsel bildete damals einen Gefahrenherd erster Ordnung. Sie war bis in ihre letzten Tiefen aufgewühlt von dem Kampf um die Begründung eines Stammkönigtums, einer neuen staatlichen Ordnung, die der alten Volksfreiheit ein Ende zu setzen schien. Hier lag auch der westliche Endpunkt und der große Umschlagsplatz des skandinavischen Ostseehandels: Schleswig-Saithabu, den ein schwedisches Geschlecht in seine Gewalt gebracht hatte. Immer wieder ballten sich hier die Kräfte des Nordens zusammen, und niemand vermochte zu sagen, ob sie sich nur in kühnen überseeischen Unternehmungen wikingischer Seekönige und ihrer Gefolge entladen oder zu neuen Angriffen auf Sachsenland wie im 9. Jahrhundert veredichten würden.

Heinrich I. drang siegreich vor bis zur Schlei und unterwarf Anuba, den Herrn des Schlei- und Travegebietes. Der Eindruck dieser deutschen Waffentat war so stark, daß auch Gorm der Alte, der seeländische Eroberer Jütlands und große Einiger Dänemarks, die Hoheit des Reiches in allerdings nicht näher zu bestimmendem Umfange anerkannte. Mehr als eine Warnung an den Norden hat Heinrich aber offenbar nicht beabsichtigt. Denn von einer wirklichen Einverleibung und verwaltungsmäßigen Neuordnung des dani-

schen Gebietes etwa in Form einer Markengründung wissen wir aus dieser Zeit noch nichts. Schon hier tritt der grundlegende Unterschied in der Behandlung des eroberten Slavenlandes östlich der Elbe und Dänemarks deutlich sichtbar in Erscheinung. Heinrich gab der Mission den Weg frei. Er ließ den Erzbischof Unni von Hamburg-Bremen gewähren, der Anstark's Vorbild folgend das alte Bekehrungsfeld seiner Kirche neu bestellen zu können hoffte, nachdem die Macht des deutschen Königtums die politischen Voraussetzungen dafür geschaffen hatte. Noch setzte der Staat sich nicht selber ein. Aber Heinrich sah die Arbeit deutscher Missionare sicher nicht ungern, weil sie neue Beziehungen anknüpften, die den Einfluß des Reiches in Jütland nur stärken konnten.

Unter Otto dem Großen klären sich diese auf eine engere Verbindung Dänemarks mit Deutschland gerichteten Tendenzen. Nachdem der Bund mit der Kirche geschlossen, die Erneuerung des römischen Kaisertums in Aussicht genommen und die augustinischen Gedankengängen entspringende Missionspflicht der universalen Kaisergewalt zur Grundlage aller politischen Ausdehnungsbestrebungen geworden ist, wird die Reichskirche — das heißt vor allem der Erzbischof von Hamburg-Bremen — die vornehmste Trägerin der politischen und kulturellen Beziehungen Deutschlands zum Norden. Die leitende Idee, die hinter der Ausbreitung des Reichseinflusses steht, ist die Einbeziehung Skandinaviens in den abendländischen christlichen Kulturkreis, nicht Eroberung oder nationale Expansion. Es ist das Mittel der Zeit, um Gegensätze unter den Völkern zu überbrücken und eine Gemeinschaft herzustellen. Zwei Jahrhunderte lang hat diese Idee über der Ausgestaltung des deutsch-skandinavischen Verhältnisses gestanden. Dem Wirken der deutschen Kirche dankt es der Norden vor allem, wenn er aus seiner Isolierung befreit wurde und den Anschluß an die Entwicklung der übrigen germanischen Völker gewann.

Die erste praktische Auswirkung dieser ottonischen Politik war die Begründung von drei Bistümern auf dänischem Boden. 947/48 wurden in Schleswig, Ripen und Aarhus auf königlichen Befehl Bischofsitze errichtet und mit deutschen Priestern besetzt. 965 erhielten sie von Otto ein viel umfrittenes Privileg, das Otto III. bestätigte. Es gewährte den neuen Bistümern die Freiheit aller ihrer Besitzungen „in der Mark und im Reich der Dänen“ von jeglichem Zins und Dienst, untersagte allen Staatsbeamten den Introitus und unterstellte die Hinterlassen der Kirchengüter allein der Banngewalt der bischöflichen Vögte. Die oft erörterte Frage ist nun, auf Grund welchen Rechts der deutsche König den Empfängern seines Diploms solche Freiheiten hatte gewähren können. Alle Erklärungsschwierigkeiten würde am einfachsten die Annahme beseitigen, daß die Diözesen von Schleswig, Ripen und Aarhus wie überhaupt ganz Jütland Hoheitsgebiet des Reiches gewesen seien, über das der König also mit dem gleichen Recht wie im Altreich hätte verfügen können. Aber diese Deutung ist nicht möglich. Denn alle uns noch erhaltenen Quellen lassen trotz der Dürftigkeit ihrer Angaben noch erkennen, daß Dänemark seine politische Autonomie — von einer Tributzahlung abgesehen — in vollem Umfange gewahrt hatte, wie das im übrigen ja auch durch die zitierte Wendung des königlichen Diploms bestätigt wird. So ist z. B. der Prozeß der Ausbildung des Einkönigtums und damit des dänischen Stammesreiches unter Gorm und Harald ohne jede deutsche Einmischung zu Ende geführt worden. Hätte das deutsche Königtum wirklich die Oberhoheit über Dänemark für sich in Anspruch genommen, so hätte sich der Sturz der schwedischen Dynastie von Håithabu, wenige Jahre nach dem Vorstoß Heinrichs I. an die Schlei, wohl kaum ohne Deutschlands Eingreifen vollziehen

können. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Regelung und Ordnung ihrer inneren staatlichen Verhältnisse den Dänen selbst überlassen blieb. Damit nun stimmen die Angaben des Diploms von 965, richtig verstanden, aufs beste überein. Sie unterstreichen nur, daß der deutsche König nicht die Absicht hatte, aus der Zugehörigkeit der Sprengel von Schleswig, Ripen und Aarhus zur deutschen Reichskirche — sie unterstanden als Suffragane dem Erzbistum Hamburg — irgendwelche materiellen oder verwaltungsmäßigen Vorteile und Rechte zu ziehen. Das Verbot des Introitus bezieht sich auf Funktionäre des Reiches, nicht auf solche des dänischen Staates. Die Organisation der Reichskirche greift hier über die Landesgrenzen hinweg. Als ihr oberster Schutzherr hat der deutsche König die Gründung der dänischen Bistümer gefördert und gedeckt. Aber schon die Ausstattung dieser Kirchen ist den Dänen selber überlassen worden. Schleswig, Ripen und Aarhus nehmen in dieser Beziehung eine ganz andere Stellung ein als die Bistumsgründungen im Elbe-Odergebiet, von denen wir urkundlich nachweisen können, daß sie ihre materielle Grundlage aus der Hand des Reichsoberhauptes empfangen und daß auch die Abgrenzung ihres Gebietes auf Weisung des deutschen Königs erfolgte.

Gerade die Urkunde von 965 ist also geeignet, Licht über die eigentliche Lage der Beziehungen des Reiches zu Dänemark und damit über die grundsätzliche Haltung Deutschlands gegenüber dem Norden zu verbreiten. In der verschiedenen Behandlung von Slaven und Dänen klingt dieselbe Grundauffassung, das Wissen um gleiches Blut und gleiche Art an, die schon das Verhalten Karls des Großen zu Sachsen und Slaven bestimmt und die einen Hauptantrieb der angelsächsischen Mission gebildet hatte. Wie Winfried Bonifatius und seine Helfer von jeder Zwangsbekehrung Abstand nehmen und den Übertritt zum neuen Glauben nicht mit politischen Konsequenzen verknüpft wissen wollten, so erklärte auch Otto der Große durch seine Privilegierung der dänischen Bistümer seinen Verzicht auf die Geltendmachung konkreter Herrschaftsbefugnisse im dänischen Machtbereich. Die Kirche allein sollte die Brücke schlagen und das nordgermanische Brudervolk für die abendländische Völkergemeinschaft gewinnen. Nicht Gewaltanwendung und Eroberung waren das Ziel und die Mittel der Ausbreitung des Reichseinflusses auf den Norden, sondern die friedliche Verständigung auf der Grundlage des gemeinsamen Bekenntnisses. Gelang es, diesen friedlichen Ausgleich durchzuführen, so war mit der Zeit auf einen freiwilligen Anschluß Dänemarks an das Reich zu hoffen, dessen kaiserliches Oberhaupt ja die allgemeinen Belange der abendländischen Christenheit vertrat.

Offenbar ist diese Haltung Ottos des Großen auch in Dänemark begriffen und gebilligt worden. Denn solange dieser Herrscher das Szepter führte, blieben die Beziehungen der beiden Reiche friedlich und freundschaftlich. König Harald trat spätestens in den 60er Jahren des 10. Jahrhunderts öffentlich zum Christentum über und räumte dadurch der Arbeit des deutschen Klerus, in den nun auch schon Dänen Aufnahme fanden, ein gut Teil der Schwierigkeiten aus dem Wege, mit denen er bislang zu kämpfen hatte. Die vorsichtige Schonung des Eigenlebens und der Selbstbestimmung der Dänen hatte das Tor zu einer neuen Entwicklung des Nordens aufgestoßen. Die Christianisierung machte gute Fortschritte, und damit wuchs die Gemeinsamkeit beider Länder. Wenn auch bei der krisenhaften Erschütterung, die ganz Skandinavien damals erfaßt hatte, damit zu rechnen war, daß über kurz oder lang noch einmal eine heidnische Reaktion eintreten würde, so ließen die Erfolge der deutschen Missionare doch hoffen, daß auch diese letzte Gefahr glücklich überwunden werden konnte.

Diese Erwartung erfüllte sich indessen nicht. Sobald der alte Kaiser gestorben war, gab es Unruhen an der dänisch-deutschen Grenze. Wir kennen ihre Gründe nicht. Aus der Verbindung des norwegischen Jarl Haakon mit dem Dänenkönig Harald könnte man vielleicht schließen, daß sich damals eine heidnische, mit nationalen Motiven vermischte Reaktion gegen den über die Kirche sich immer stärker geltend machenden deutschen Einfluß erhoben habe und man den Kronwechsel im Reich für einen geeigneten Augenblick hielt, um jede Bindung an Deutschland abzustreifen. Jedenfalls sah sich Otto II. gezwungen, mit Waffengewalt in die dänischen Verhältnisse einzugreifen. 974 warf er Harald und Haakon mit raschen Schlägen nieder und sicherte das Grenzgebiet an der Schlei durch Anlage einer Burg. Der unmittelbare Sphärenbereich des deutschen Königs war damit bis nach Schleswig hinauf gerückt. Ob diese Grenzzone regelrecht als Mark organisiert wurde, ist umstritten und nach dem Stande unserer Quellen nicht mehr mit einiger Sicherheit zu entscheiden. Um so weniger wahrscheinlich ist es, daß in den staatsrechtlichen Beziehungen Jütlands zum Reiche irgendeine Änderung eintrat. Auch Ottos II. Vorstoß muß mehr als eine bewaffnete Demonstration denn als planmäßiges Eroberungsunternehmen gewertet werden.

Die Wirkung dieser Erfolge drückt sich vor allem in den weiteren Fortschritten der deutschen Mission aus, die jetzt vom Festland auch auf die dänischen Inseln vordrang. Auf Seeland wurde in Røskilde eine Kirche erbaut, und Fünen erhielt damals wahrscheinlich sein allerdings erst in einem Diplom Ottos III. genanntes Bistum Odense. Die auf eine langsame Verschmelzung Dänemarks mit Deutschland hinielende Entwicklung schien nun ein schnelleres Tempo annehmen zu sollen, als es noch unter Otto dem Großen der Fall gewesen war. Da brachte das Todesjahr Ottos II. 983 einen völligen Umschwung der Lage. Der Dänensturm setzte das vom deutschen König errichtete Grenzwerk an der Schlei hinweg und beseitigte mit Christentum und Kirche die Hauptstützpunkte des deutschen Einflusses. Das unter seinem jugendlichen Herrscher Otto III. in schwere innere Wirren fallende Reich hatte keine Möglichkeit, dem entgegenzutreten. Die Wikingsflut stieg noch einmal zu voller Höhe an. Elbe und Wesermündung sahen die schwersten Angriffe der Normannen. Der Zustand des 9. Jahrhunderts schien sich mit dem beginnenden 11. wieder erneuert zu haben.

Aber nun zeigte sich, welche Macht der christliche Glaube und die Vorstellungswelt des Abendlandes über den skandinavischen Norden trotz erbitterter Gegenwehr der am Alten festhaltenden Kreise doch schon gewonnen hatte. Die heidnische Reaktion brach bald in sich zusammen. Um das Jahr 1000 hatte sich das Christentum von Island bis nach Norwegen, Schweden und Dänemark durchgesetzt. Das bedeutete indessen keineswegs eine Wiederherstellung oder gar Verstärkung des alten Reichseinflusses im Norden. Heinrich II., der von seinen Vorgängern ein schweres Erbe übernommen hatte, fand keine Zeit, den Verhältnissen an der Nordgrenze seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er mußte vor allem die Ostgrenze schützen und hatte auch sonst mit inneren Schwierigkeiten genug zu tun. Die Regelung der Beziehungen zu Dänemark blieb dem um seine verlorenen Missionsgebiete ringenden Erzbischof von Hamburg-Bremen, die Grenzverteidigung den billungischen Herzögen überlassen. Unter diesen Umständen war an eine Wiederaufnahme der Offensive nicht zu denken.

Erschwerend trat zu allem noch hinzu, daß die Stellung des Reiches zum Norden in einem neuen Lichte erschien, seit dieser sich aus eigenem Antrieb dem christlichen Glauben zu erschließen begann und entdeckte, daß es noch andere christliche Nationen neben Deutschland gab, man sich also auch von

diesen die Priester holen konnte, um eigene Landeskirchen auszubauen und die möglichen politischen Folgen einer zu engen Bindung an die Reichskirche zu vermeiden. Als das eben erst im Stammkönigtum geeinte Dänemark fast über Nacht zu einer nordischen Großmacht heranwuchs, die England, Schottland, Norwegen und die südliche Ostseeküste mit dem alten dänischen Machtbereich zu staatlicher Einheit unter Knud dem Großen zusammenfaßte, begannen sofort englische Missionare neben die Deutschen zu treten. Sie fanden auch die tatkräftigste Unterstützung des Großkönigs, dem aus politischen Gründen die Verschmelzung der Kirchen seiner verschiedenen Herrschaftsgebiete erwünscht sein mußte. Die Gefahr der Herausbildung eigener nordischer Landeskirchen und damit die völlige Ausschaltung der deutschen Reichskirche in Skandinavien war damit in greifbare Nähe gerückt.

Dem Erzbischof Unwan von Hamburg-Bremen gelang es indessen, diese Entwicklung zu durchkreuzen. Er erhob bei Knud energischen Einspruch gegen die Verletzung seiner jurisdiktionalen Rechte durch den Erzbischof von Canterbury, der von sich aus Priester für norwegische und dänische Kirchen geweiht hatte. Der Dänenkönig mußte befürchten, daß sich Schwierigkeiten mit der allgemeinen Kirche ergeben würden, die unangenehme Rückwirkungen auf seine Stellung in England haben konnten, wenn er dem rechtlich wohl begründeten Protest Unwans nicht Gehör schenkte. Denn damals stand ja das Papsttum noch ganz unter dem Einfluß des deutschen Kaisertums, und es war anzunehmen, daß Rom sofort für die Hamburger Rechte eintreten würde. Knud verzichtete deshalb auf den Plan der Errichtung einer von Deutschland unabhängigen skandinavisch-englischen Kirche, so vorteilhaft diese Vereinigung auch für die Einheit seines Reiches und den Zusammenhalt der verschiedenen Teile seines Staates gewesen wäre, und stellte die Rechte Bremens im nordischen Bereiche wieder her. Allerdings mußte zuvor Sicherheit dafür geschaffen werden, daß die Verbindung der skandinavischen Kirche mit der Reichskirche keine politischen Konsequenzen nach sich zog. Diese Forderung wurde ihm erfüllt, indem Konrad II. 1025 auf Unwans Rat im Namen des Reiches ausdrücklich auf alle Gebiete nördlich der Eider verzichtete und einen Freundschaftsbund mit dem Dänenkönig abschloß, den die Verlobung des deutschen Thronfolgers Heinrich mit einer Tochter Knuds besiegelte.

So behielt die deutsche Kirche auch weiterhin den maßgebenden Einfluß auf die kulturelle Entwicklung Skandinaviens. Ja, der dem Tode des Reichsgründers Knud bald folgende Zusammenbruch der Länderverbindung England-Schottland und Dänemark-Norwegen drängte die englische Konkurrenz zunächst noch weiter zurück. Die politischen Spannungen und kriegerischen Auseinandersetzungen, die alle nordischen Verhältnisse nun wieder zu beherrschen begannen, erhöhten das Anlehmsbedürfnis der jeweiligen politischen Machthaber an das Reich beträchtlich. So suchte auch Sven Estridson Hilfe und Unterstützung bei Kaiser Heinrich III. und bediente sich dabei der einflußreichen Vermittlung Erzbischof Adalberts von Hamburg-Bremen. Adalbert kam ihm sehr entgegen, und auch das salische Kaisertum hatte durch seine Rückwendung nach Sachsen-Thüringen erheblich an unmittelbarem Interesse für die Probleme des Nordens gewonnen. Noch einmal erlebten die Beziehungen des Reichs zum Norden eine große Epoche. Die ungeheure Ausweitung des skandinavischen Missionsgebietes, das jetzt von den durch die Wikingsfahrten erschlossenen Inseln des Nordmeeres bis nach Finnland reichte, legte eine grundsätzliche Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse des Nordens nahe, bei der auch die mit zunehmender Festigung des Christentums sich verstärkenden landeskirchlichen Tendenzen Berücksichtigung finden konnten.

Diesen Voraussetzungen entsprang der berühmte und viel diskutierte Patriarchatsplan Adalberts von Bremen.

Von der Behauptung, daß Adalbert die Errichtung eines nordischen Papsttums angestrebt habe, bis zu der Meinung, die Patriarchatsidee sei für den Bremer Erzbischof nur eine Notlösung zur Abwehr landeskirchlicher Bestrebungen gewesen, sind alle nur denkbaren Deutungen für den in den Quellen nicht scharf umrissenen Plan Adalberts in der Literatur vertreten worden. Sie alle befriedigen nicht, weil sie ohne ausreichende Bestimmung der kirchenrechtlichen Bedeutung des Begriffes Patriarchat unternommen worden sind. Die Lösung müßte von der Gesamtentwicklung der abendländischen Hierarchie her versucht werden, die immer zwischen den Polen straff zentralistischer Zusammenfassung im römischen Primat und päpstlichen Universaliepiskopat und dem Streben politischer Gewalten und völkischer Gruppen des Abendlandes nach kirchlicher Autonomie auf jurisdiktionellem Gebiet geschwankt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Untersuchung im einzelnen durchzuführen, weil dazu ein Eingehen auf die Primatansprüche deutscher, gallischer und spanischer Erzbischöfe erforderlich wäre, das uns von unserem Thema gänzlich abführen würde. Nur soviel muß hier gesagt werden, daß Adalberts Patriarchatsplan sicherlich keine äußerliche Abwehr der landeskirchlichen Bestrebungen des Nordens gewesen ist. Er stellte im Gegenteil einen großzügigen Versuch dar, den lebendigen Kräften der erstarkenden Kirchen des Nordens Raum zu geben und trotzdem ihre engere Zusammengehörigkeit zu sichern. Denn das weite Missionsgebiet, das eben erst dem christlichen Glauben erschlossen war, bedurfte noch einer besonderen einheitlichen Leitung. Niemand war besser für diese Aufgabe geeignet und hatte durch seine Leistungen mehr Recht auf diese Vertretung der gemeinsamen Interessen der nordischen Kirche als gerade Bremen, das den anstarkischen Missionsgedanken festgehalten, Generationen hindurch die Priester gestellt und die organisatorischen Grundlagen des nordischen Kirchenwesens gelegt hatte. Und gerade jetzt stand diese Arbeit wieder im Zeichen umfassender Neuerungen. Von Bremen gingen die Missionare aus zu den fernsten Inseln des Nordmeeres, nach Skandinavien und Finnland. Der Bremer Erzbischof weihte ihre Priester und Bischöfe und versah die Kirchen mit dem notwendigsten Gerät. An ihn wandte man sich um Rat und in strittigen Fällen um Hilfe. Man darf nicht immer nur das Verhältnis Bremens zu Dänemark ins Auge fassen und betonen, daß Adalbert ja nur die fest umgrenzten jurisdiktionellen Kompetenzen seiner erzbischöflichen Würde verloren hätte, wenn er die Errichtung seines Patriarchats durchgesetzt hätte. Es handelt sich doch um die Ordnung des gesamten Bereiches der nordischen Mission, in dem noch weite Gebiete ohne ausreichende kirchliche Organisation waren. Wie sich Adalbert im einzelnen die rechtlichen Befugnisse seiner Patriarchatswürde begrenzt gedacht hat, verraten uns die Quellen leider nicht. Ihr Schweigen berechtigt aber nicht, seine Pläne einfach ins Reich der Utopie zu verweisen oder sie zu bagatellisieren.

Denn nicht an ihrer inneren Unmöglichkeit und Undurchführbarkeit sind sie gescheitert, auch nicht so sehr am Widerspruch der nordischen Machthaber und Kirchen, sondern im letzten Grunde nur am Widerspruch des Papsttums, das einem alten Grundsatz seiner Politik getreu keine Zwischengewalten zwischen sich und den abendländischen Bischöfen aufkommen lassen wollte. Im Zeitalter der cluniazensischen Reform war die Kurie mit besonderem Mißtrauen gegen die Reichskirche erfüllt, weil sie in ihr mit Recht das eigentliche Zentrum des Widerstandes gegen ihre letzte, damals noch unausgesprochene Forderung nach völliger Freiheit der Kirche vom Staat, ja, nach Überordnung über den Staat sah. Adalbert aber war der vornehmste Repräsentant dieser

staatstreuen Reichskirche, der zuverlässigste und einflussreichste Berater Kaiser Heinrichs III., ein Mann, der die ihm angebotene Tiara ausgeschlagen hatte, um mit seiner Bremer Kirche zugleich den Interessen des Reichs im Norden dienen zu können. Denn daß die Verwirklichung seiner Pläne auch Deutschland zugute gekommen wäre und im Geiste Ottos des Großen die Beziehungen zu Skandinavien noch enger geknüpft hätte, darüber kann kein Zweifel herrschen.

Diese Ansätze sind, wie schon gesagt, durch das Papsttum unterdrückt worden. Die Kurie hat Adalberts Plänen geschickt die Spitze abgebrochen, indem sie ihn zum ständigen päpstlichen Legaten und apostolischen Vikar im Norden ernannte, ihm also äußerlich alle Unterstützung für sein Aufbauwerk angedeihen ließ, gleichzeitig aber durch den Charakter des Adalbert übertragenen Amtes zum Ausdruck brachte, daß dieser lediglich in ihrem Auftrage und nach ihren Weisungen zu handeln habe. Von einer eigenständigen Gewalt mit erweiterten jurisdiktionalen Kompetenzen, wie sie der Initiative und den Verdiensten der Hamburg-Bremer Kirche sinngemäß entsprochen hätten, war also keine Rede. Das war gleichbedeutend mit einer Abweisung der Grundidee Adalberts und führte bald zum völligen Zusammenbruch der beherrschenden Stellung, die das Erzbistum seit den Zeiten Ottos des Großen auf Grund der Anskarischen Tradition gehabt hatte. Denn als der Investiturstreit ausgebrochen und damit auch der Gegensatz zwischen dem kuralen und dem reichskirchlichen System in sein entscheidendes Stadium eingetreten war, ging das Papsttum sofort einen Schritt weiter. Es rief jetzt die landeskirchlichen Bestrebungen in Skandinavien als Bundesgenossen gegen das Reich auf und fand willige Gefolgschaft.

Die Begründung des Erzbistums Lund (1104), der bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Errichtung einer besonderen Metropole für Norwegen in Drontheim (1152) und einer solchen für Schweden in Upsala (1164) folgten, setzte den Schlussstrich unter die Loslösungsbewegung der skandinavischen Kirche von Hamburg-Bremen, dessen Erzbischof nun ganz auf das Reichsgebiet beschränkt wurde und in Lauenburg und Mecklenburg einen völlig unzureichenden Ersatz für seine einstige weltweite Stellung fand. Die skandinavischen Völker treten jetzt ein in die Reihe der christlichen Nationen, die sich neben das Deutsche Reich stellten und dessen Anspruch auf die Repräsentation des gesamten christlichen Abendlandes nicht mehr anerkennen wollten. Alle Anstrengungen späterer Hamburger Erzbischöfe, diese Entwicklung wieder zurückzuschrauben auf ihren Ausgangspunkt, scheiterten an der erstarkten Kraft der nordischen Kirche, die jetzt der Führung und Leitung durch die deutsche Reichskirche und der Versorgung durch deutsche Priester nicht mehr bedurfte. Damit aber war der Hauptträger des Einflusses, den Deutschland während des 10. und 11. Jahrhunderts im Norden ausgeübt hatte, beseitigt. Hinzu kam, daß der Schwerpunkt des Reiches sich in der Stauferzeit immer mehr nach dem Süden verlagerte. So schien die Entfremdung zwischen Deutschland und Skandinavien eine vollständige werden zu sollen.

Es ist ein Verdienst des deutschen Bürgertums gewesen, daß diese Gefahr vorüber ging. In die Lücke, die der Zusammenbruch der Hamburger Kirchenhoheit über den Norden hinterließ, traten seit der Wende zum 13. Jahrhundert die deutschen Städte ein. Damit beginnt die zweite Epoche deutscher Einwirkung auf Skandinavien. Sie gestaltete sich noch intensiver als die erste und war durchaus nicht auf das rein wirtschaftliche Gebiet beschränkt. Denn mit den deutschen Kaufleuten, die den gesamten Ostseeraum der abendländischen Wirtschaft erschlossen und durch ihre umfassende Tätigkeit alle seine Teile zu einem neuen Ganzen verbanden, kamen auch deutsche kulturelle Werte

in steigendem Maße nach dem Norden. Das Leben in den deutschen Städten und Kontoren, die nun überall im Ostseebereich entstanden, befruchtete auf viele Weise und in mannigfaltiger Art die fremde Umgebung. Die großzügige Wirtschaftsorganisation, die der hansische Kaufmann schuf, regte die einheimische Produktion der von ihm besuchten Länder außerordentlich stark an und stellte sie in das weitgespannte Netz seiner Handelsbeziehungen hinein. Die vorbildlichen Einrichtungen der deutschen Stadtverwaltung begannen Schule zu machen. Deutsches Kunstschaffen, vor allem die Architektur, fand ihren Eingang in alle Küstenländer der Ostsee, und mit ihnen verbreiteten sich auch deutsche Sitten und Gebräuche, deutsches Wesen und deutsche Art.

Das Reich hat diese Wendung, diese Ersetzung des deutschen Priesters als Träger deutscher Einflüsse im Norden durch den deutschen Bürger in den allerersten Anfängen noch mit seinem Schutz begleitet. Das ist erst jüngst durch Fritz Kötig in seiner Studie über die Reichssymbolik auf Gotland nachgewiesen worden. Als unmittelbarer Vertreter des deutschen Königs hat der Sachsenherzog Heinrich der Löwe wenige Jahre nach der letzten und entscheidenden Gründung Lübecks eine Befriedungsaktion auf Gotland durchgeführt, die den Bestand der Vereinigung aller die Insel besuchenden deutschen Kaufleute sicherte und die Voraussetzung für eine gedeihliche Weiterentwicklung des deutschen Handels im Ostseeraum schuf. Als äußeres Zeichen dieser Verbundenheit mit dem Reiche und des vom herzoglichen Vogt auf Gotland gehandhabten Königsbannes ist damals der Lilienstengel in das Siegel der Kaufmannsgemeinschaft hineingekommen, die zur Keimzelle des späteren mächtigen Hansebundes werden sollte.

Aber das unterscheidet nun die zweite Epoche deutsch-nordischer Beziehungen grundlegend von der ersten, daß dieser Rückhalt am Reich, den die deutschen Bischöfe und Priester im Norden während der ganzen Zeit ihres Wirkens immer gehabt hatten, weil sie Mitglieder der Reichskirche waren und blieben, den deutschen Bürgern sehr bald verloren ging. Der Sturz Heinrichs des Löwen und die Aufsplitterung seines machtvollen Staates gefährdeten bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts den noch ganz in den Anfängen stehenden Vorstoß der deutschen Seefahrer und Fernhändler nach dem Nordosten auf das äußerste. Denn niemand trat an den Platz, den der Welfe innegehabt hatte. Das Reich wandte sich ab vom Norden, und seine Einheit löste sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr auf. Die Bürger waren nun ganz auf sich allein und die eigene Tüchtigkeit angewiesen.

Um so stärker schlossen sie sich in ihren Fahrt- und Schwurgemeinschaften zusammen, schützten durch eigene Kriegsschiffe ihren Handel und setzten sich durch die Wehrkraft und die feste Rechtsordnung ihrer Niederlassungen in fremden Ländern gegen alle Not und Gefahr durch. Dem Auslande gegenüber beriefen sie sich noch lange auf ihre Zugehörigkeit zu der angesehensten und machtvollsten Staatsbildung, die das Hochmittelalter gesehen hatte. Sie nannten sich Leute des Kaisers und Kaufleute des römischen Reiches. Aber diese staatsrechtliche Stellung traf bald nicht mehr das Wesen der Sache. Sie wurde mehr und mehr zu einer stolzen geschichtlichen Erinnerung. Nicht die Macht des Reiches deckte sie ja, sondern der eigene Zusammenhalt. Darüber waren sich die Kaufleute sehr wohl im Klaren und hielten streng darauf, daß sich kein Fremder in ihre Reihen drängte, der etwa die Geschlossenheit ihres Bundes hätte sprengen und stören können. So trat ganz natürlich die vollköpfige Zusammengehörigkeit an die Stelle der staatsrechtlichen Bindung. Aus den Kaufleuten des römischen Reiches wurden die Kaufleute von der dudenischen Hanse. Und wenn auf der Gotländer Adlerschale um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert der Reichsadler erscheint, so ist das — wie

König mit überzeugenden Argumenten dargetan hat — kein Hinweis mehr auf die unmittelbare Anteilnahme des Reiches an den Unternehmungen seiner wagemutigen Fernhändler im Auslande und auf den ihnen gespendeten Schutz, den einst der Lilienstengel symbolisierte, sondern es ist das Wappen der führenden Reichsstadt Lübeck, ein Ausdruck der eigenen Ordnung, die sich die Kaufleute gegeben hatten, weil sie am deutschen Staate keinen Rückhalt mehr fanden.

Der Vorstoß der Deutschen hatte sich zunächst nicht so sehr nach Norden als nach dem Osten gerichtet. Sie strebten ins Baltikum und nach Nowgorod, dem Sammelpunkt und Ausgangsort des russischen Handels. Ihr Weg dorthin führte indessen über Gotland, die wichtigste Etappe und seit Urzeiten der zentrale Stützpunkt des Ostseehandels, und folgte überall zunächst den alten Routen des skandinavischen Bauernkaufmannes. Schon dadurch kam es zu einer immer stärkeren Berührung auch mit dem skandinavischen Norden. Als dann Lübeck ganz an die Stelle Schleswigs getreten war, von der Achse Lübeck-Gotland-Nowgorod Querverbindungen zu den Nord- und Südküsten der Ostsee hergestellt wurden und überall planmäßig gegründete deutsche Städte als Stapel- und Umschlagsplätze dieser Nebenrouten erwuchsen, war die Verbindung so eng geknüpft, daß auch der Norden auf Jahrhunderte die Zusammenarbeit mit den Deutschen nicht mehr entbehren konnte.

Aber nicht darin liegt bekenntlich die eigentliche und weltgeschichtliche Leistung der norddeutschen Kaufmannschaft des späteren Mittelalters, daß sie den Handelsverkehr und die Wirtschaft des Ostseeraumes neu belebte und verstärkte. Das war nur ein Teil, wenn auch ein äußerst wichtiger, ihres weit-sichtigen Planens. Ihr Hauptverdienst war die Herstellung einer geregelten und engen Handelsverbindung zwischen dem Nordosten und Nordwesten Europas. Die Verkehrsachse der Ostsee von Nowgorod über Gotland nach Lübeck fand ihre Fortsetzung nach dem flandrischen Brügge und London. Diese Verknüpfung bis dahin fast unverbunden nebeneinander stehender großer Wirtschaftsgebiete ist außerordentlich fruchtbar gewesen vor allem für die Anlieger der Ostsee. Denn sie hat ihnen Entwicklungsmöglichkeiten geschaffen, die sie vorher nicht besaßen. Darin eben gleichen sich im Hinblick auf den Norden die beiden hier zu schildernden, sonst so völlig in ihrem Wesen und Antrieben verschiedenen Epochen deutsch-skandinavischer Beziehungen, daß sie beide den Norden aus seiner Isolierung befreiten. Wie der deutsche Missionar und Priester seit Anskars Zeiten Skandinavien auf dem Wege über die Predigt des Christentums an den Kulturkreis und die Glaubensgemeinschaft der germanisch-romanischen Völker anzuschließen bestrebt war und dieses Ziel in harter, mühevoller Arbeit auch erreichte, so haben deutsche Kaufleute und Seefahrer die skandinavische Wirtschaft in den größeren Rahmen der nordeuropäischen eingefügt und ihre Kräfte erst voll entwickelt. Auch diese zweite große Leistung des Deutschtums ist aus der Geschichte des Nordens nicht wegzudenken. Sie gehört ebenso wie die Christianisierung zu den entscheidenden Faktoren, die das Werden Skandinaviens im Laufe der Jahrhunderte bestimmten.

Sie macht uns zudem verständlich, wie es möglich war, daß der ohne den Schutz und Rückhalt eines mächtigen Staatswesens Kühn in die weiten nördlichen Zonen vordringende deutsche Kaufmann in wenigen Jahrzehnten die Ostsee so völlig in seine Gewalt bringen und den skandinavischen Bauernkaufmann aus seiner bis dahin beherrschenden Stellung verdrängen konnte. Es war weniger die kriegerische Macht, die diese Deutschen einsetzten oder einzusetzen hatten, als die Überlegenheit ihrer Organisation und die überlegte Planmäßigkeit ihres Vorgehens, die ihren durchschlagenden Erfolg er-

klärt. Sie schufen sich vor allem in ihren Städtegründungen die festen Stützpunkte für ihren Handel und brachten schon rein äußerlich damit ein neues Element in den bis dahin stadtlosen Ostseeraum. Nachdem sie 1158/59 an der Trave eine gesicherte Ausgangsstellung gewonnen hatten, erfolgte kurze Zeit später die Gründung Wisbys auf Gotland. Von dort griffen sie über ans baltische Ufer, wo Riga an der Düna entstand und ihm bald Dorpat und Reval folgten. Damit war die Hauptverkehrsachse bereits in ihrer Hand und der maßgebliche Einfluß der deutschen Fernhändler gesichert. Nun gingen sie an die Erschließung neuer Wirtschaftsgebiete. Ihr Augenmerk richtete sich da zunächst auf die weiten Gebiete zwischen Elbe, Oder und Weichsel, in die der deutsche Bauer, Ritter und Mönch seit der Wende zum 12. Jahrhundert in großen Massen einströmte. Sie erkannten sofort das Gebot der Stunde. Indem sie nun zur Gründung zahlreicher Städte am Südufer der Ostsee wie Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin, Elbing und Danzig übergingen, gewährten sie dem bäuerlichen Vorstoß nach Osten die dringend nötige flankendeckung zur See und schufen sich gleichzeitig Sammelpunkte und Zubringerhäfen für einen neuen Zweig ihrer Handelstätigkeit, den Getreideexport nach dem überbevölkerten industriellen Nordwesten und auch dem skandinavischen Norden Europas. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ergänzte sich dieses System durch die Anlage städtischer Siedlungen auf schwedischem Boden, wie Göteborg, Kalmar und Stockholm.

Damit war in großartiger folgerichtigkeit die Grundlage für eine geregelte und dauerhafte Handelstätigkeit geschaffen, die nicht nach leichtem Gewinn strebte, sondern die erschlossenen Wirtschaftsgebiete zu entwickeln und auszubauen bemüht war, um ihre Aufnahmefähigkeit für fremde Waren zu steigern und sie auch selbst an dem zunehmenden Ertrag teilhaben zu lassen. Alle Vorwürfe, die gegen das Wirken der Hanse erhoben worden sind, werden durch diese feststellung nachdrücklichst widerlegt. Sie gehen auch, wenn man sie überprüft, meist auf bedauerliche Auswüchse der Spätzeit des Bundes zurück, als die deutschen Städte schwer um die Behauptung ihrer Stellung gegen die eindringenden Holländer und gegen die erstarkten nordischen Staaten zu ringen hatten, und es wird dabei leicht übersehen, welchen Anteil die organisatorische Tätigkeit der deutschen Kaufleute für die Entwicklung des skandinavischen Raumes gehabt hat. Das Beispiel Schonens spricht da für alle anderen eine deutliche und nicht zu überhörende Sprache. Was hätten die einheimischen Fischer mit den Ummengen von Seringen beginnen wollen, die sie alljährlich in ihren Gewässern fingen, wenn nicht der hansische Kaufmann sie ihnen abgenommen, sie weiter verarbeitet und in ganz Europa abgesetzt hätte! Die Existenz dieser Fischer hing also ganz von der zwischen ihnen und dem Abendland vermittelnden Tätigkeit der Deutschen ab. Skanör und Falsterbo waren armselige Fischerdörfer, die nun fast über Nacht zu bedeutenden Messplätzen anwuchsen, auf denen regstes Leben herrschte, wenn die Deutschen kamen. Und es handelte sich dabei nicht nur um einen vorübergehenden Aufschwung, sondern um ein geregeltes Geschäft, das genau so lange in Blüte stand wie der Fischreichtum der Gegend anhielt.

Nicht überall haben die deutschen Kaufleute allerdings dasselbe Entgegenkommen und die gleiche Bereitschaft zur Mitarbeit gefunden wie in Schweden, wo man die deutschen Städtegründungen begünstigte und freudig die Gelegenheit ergriff, die eigene Produktion zu entwickeln, nachdem die Hanse den Anschluß des Landes an die Weltwirtschaft der Zeit hergestellt hatte. In Norwegen behandelte man die Deutschen grundsätzlich als Fremde und suchte sie immer wieder herauszudrängen aus der Position, die sie sich durch die Überlegenheit ihrer Handelsorganisation geschaffen hatten. Dabei

wuchs die Abhängigkeit des Landes, dessen eigener Handel seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ständig zurückging, von den hanfischen Kaufleuten und ihren Getreidezufuhren ständig. Es war nicht zu verwundern, wenn die Deutschen die unfreundliche Haltung der Norweger mit Gewalt beantworteten und durch ihre Handelsperren die Einordnung auch des nordwestlichen Skandinaviens in ihr Wirtschaftssystem erzwangen. Hier kam es dann, wie in allen Ländern, in denen die Deutschen keine eigenen Städte gründeten, zur Errichtung eines Kontors zu Bergen, das fortan zu einem der bedeutendsten hanfischen Umschlagplätze wurde. Ähnlich wie in Schonen hat auch der norwegische Fischfang durch das Eingreifen der Deutschen eine erhebliche Steigerung erfahren.

Wichtiger als solche Einzelheiten, die nur beispielhaft das Verdienst der deutschen Kaufleute um den Ausbau der skandinavischen Wirtschaft beleuchten und die Ansicht abweisen, als habe die deutsche Handelstätigkeit nur den Deutschen selber zum Vorteil gereicht, ist indessen die Feststellung, daß der gesamte wirtschaftliche Austausch und Verkehr von den Deutschen zu höheren Formen entwickelt wurde und dadurch jene Sicherheit und Gleichmäßigkeit gewann, die als Grundvoraussetzung für das reibungslose funktionieren des ganzen nordeuropäischen Handelssystems bewertet werden muß. Sie haben den alten Wanderhandel, bei dem der Kaufmann seine Waren über See und Land noch selber begleitete, abgelöst durch den festhaften Handel, der vom Kontor der Hauptniederlassung aus durch schriftliche Aufträge über seine Waren zu disponieren vermochte. Die Überlegenheit dieses Arbeitssystems über die ältere, von allen möglichen Zufälligkeiten und Widrigkeiten stark abhängige Form liegt auf der Hand. Der Schriftverkehr mußte die Handelstätigkeit außerordentlich beleben, weil er einen viel schnelleren und vollständigeren Überblick über das Angebot und die Nachfrage auf den verschiedenen Märkten gestattete, den Zahlungsverkehr bedeutend erleichterte und der Initiative des einzelnen Kaufmannes ein viel weiteres Feld einräumte. Es ist der Wirtschaft hier genau so gegangen wie der staatlichen Verwaltung. Erst als sie schriftlich wurde und nicht mehr die persönliche Anwesenheit des Regenten wie des Kaufmannes verlangt, kann sie intensiviert und voll ausgebaut werden.

Auf die Struktur der deutschen Kaufmannsgemeinschaft im Auslande hat dieser grundlegende Wandel in der Form der wirtschaftlichen Tätigkeit bekanntlich in der Weise eingewirkt, daß ihre Leitung von der ursprünglich bedeutendsten Auslandsorganisation, der universitas Theutonicorum Gutlandiam frequentantium, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts auf die deutschen Heimatstädte selber, vor allem auf Lübeck überging. Für die einheitliche Ausrichtung der gesamten Handelstätigkeit der Deutschen im Norden, die Verbindung des Westens mit dem Osten und die Sicherung des einzelnen Kaufmanns war das von geradezu entscheidender Bedeutung. Ohne die Zurückverlegung des Schwerpunktes ihrer Organisation nach Deutschland hätte ihre Überlegenheit über alle Handelskonkurrenten niemals erreicht werden können, wäre auch niemals der Zusammenschluß der Städte von der deutschen Hanse entstanden, der den Deutschen im Auslande hinreichenden Ersatz bot für den ihnen fehlenden Rückhalt an einem mächtigen Staat und der sie gleichzeitig in fester Verbindung mit der Heimat hielt. Wenn diese Bürger, deren eigentliche Absichten und Ziele wirtschaftliche waren, zu Kulturträgern von überragender Bedeutung werden konnten, so lag das zu allererst eben darin begründet, daß sie im Auslande nicht aufhörten, Glieder einer Gemeinschaft zu sein, die in ihrem deutschen Volkstum fest verwurzelt blieb. Auch dadurch haben sie nachhaltigsten Einfluß auf den Norden ausgeübt, der gerade im

Zeitalter der hansischen Vormachtstellung im Ostseeraum das Erstarken nationaler Staaten sah.

Die zweite Epoche deutsch-skandinavischer Beziehungen endete wie die erste in einer Abwehrbewegung gegen Deutschland. So wie sich im 12. Jahrhundert die skandinavischen Landeskirchen von ihrer deutschen Mutterkirche los sagten, wandten sich die nordischen Nationalstaaten im ausgehenden Mittelalter gegen die wirtschaftliche Bevormundung durch die immer protektionistischer werdende Hanse. Aber zu einer wirklichen Trennung Skandinaviens von Deutschland hat auch diese zweite Abwendung nicht geführt. Als die wirtschaftliche Führerstellung der Deutschen im Ostseeraum gebrochen wurde, trat in der reformatorischen Bewegung ein neues verbindendes Element in Erscheinung, das wiederum tief in alle Lebensverhältnisse des Nordens eingriff und ihn zum mindesten dem deutschen Norden wieder näher brachte, ein seltsames Spiel der geschichtlichen Entwicklung, die jetzt gewissermaßen wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück lenkte. Dies Auf und Ab, dies Geben und Nehmen erscheint als das Gesetz der deutsch-nordischen Beziehungen. Nochten Formen und Inhalt sich wandeln, Ausnahmebereitschaft mit Ablehnung wechseln, immer hat verwandtes Blut und verwandte Art Deutschland und den Norden wieder zueinander geführt. Es wird auch in Zukunft nicht anders sein können.

Schlußbemerkung: Die vorstehende Skizze beruht in ihrem ersten Teil auf eigenen Studien, deren Ergebnisse ich in einem Aufsatz „Das Reich und der Norden im 10. und 11. Jahrhundert“ in der Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft 1939, S. 4/5, angedeutet habe. Der zweite Teil stützt sich ganz auf die Forschungen Fritz Körigs, von dessen zahlreichen Äußerungen über die dort erörterten Probleme hier nur drei genannt werden können: „Die geistigen Grundlagen der hansischen Vormachtstellung“, Vortrag auf dem internationalen Historikertag Oslo 1928, „Die Erschließung des Ostseeraumes durch das deutsche Bürgertum“, Vortrag zur 700-Jahrfeier der Stadt Elbing 1937, und „Reichs symbolik auf Gotland“, Hansische Geschichtsblätter, 64. Jg. (1940).